

# "Mich stört, dass es im Heim so schön ist" : zwei Leseproben aus dem Buch "Kai lacht wieder" von Hartmut Gagelmann (Walter-Verlag 1983)

Autor(en): **Gagelmann, Hartmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **54 (1983)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811943>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «Mich stört, dass es im Heim so schön ist»

Zwei Leseproben aus dem Buch «Kai lacht wieder» von Hartmut Gagelmann (Walter-Verlag 1983)

*Im Juniheft des Fachblatts «Schweizer Heimwesen» wurde auf das im Walter-Verlag erschienene Buch «Kai lacht wieder/Ein autistisches Kind durchbricht seine Zwänge» hingewiesen. Der Autor legt darin Rechenschaft ab und berichtet über seine Erfahrungen, die er während seines Ersatzdienstes in Heimen für Behinderte am Bodensee gesammelt hat. Im Mittelpunkt steht der zehnjährige Kai, ein autistisches Kind, welches im Vorwort von Gagelmann wie folgt angesprochen wird: «Die Leute werden vielleicht darüber lachen, dass sich ein angeblich normaler Mensch bei einem Behinderten bedankt. Ich tue es trotzdem, denn ich verdanke Dir das Wichtigste: dass ich heute Menschen akzeptieren kann, so wie sie sind. Egal, ob sie nicht singen können oder ob sie nicht sprechen können, ob sie nicht lesen können oder nicht laufen. Kai, im Grunde sind wir alle gleich, wir kämpfen alle gegen unsere eigenen Fehler, gegen unsere eigenen Schwächen, gegen unsere eigene Behinderung.» Die beiden Leseproben sind dem Anfang und dem Schluss des fröhlichen Buches entnommen, dessen Erscheinen ein Ereignis genannt werden darf. Hartmut Gagelmann ist heute als Musiker in der Schweiz tätig.*

Als Neuling meint man immer, man müsse Neuerungen einführen. Und genau das passiert mir natürlich auch. Mich stört auf einmal, dass es hier im Heim so schön ist. Wir leben fern von der Welt zwischen Wiesen und Obstbäumen. Unsere einzigen Probleme sind die mit den Kindern. Das sogenannte normale Leben mit seinen Problemen bleibt draussen. Bis zum nächsten Dorf sind es gut zwei Kilometer, und Überlingen als nächste Stadt ist sogar vier Kilometer entfernt. Gut – die Probleme mit den Kindern sind mehr als genug. Aber das darf nicht genug sein, denn Behinderte gibt es nur da, wo andere sind, die ihnen diesen Namen geben. Doch diese anderen sind weit weg. Ich erlebe unser Heim als Ghetto: wir schützen die Kinder vor den Härten des normalen Lebens, und gleichzeitig schützen wir die «Normalen» vor uns. Irgendwie passt mir das nicht, und ich rede mit Adelheid. Ich möchte für einen Nachmittag mit meinen Kindern nach Überlingen fahren. An der überfüllten Seepromenade entlanglaufen. In ein Café gehen. Schaufenster ansehen. Adelheid ist einverstanden, und am Samstag wird meine «Neuerung» Wirklichkeit.

Nach der Mittagspause bringt uns Herbert mit dem Auto nach Überlingen. Der Himmel sieht zwar bedenklich nach Regen aus, aber das stört uns nicht. Bei einem Stadtbummel kann man sich schliesslich leichter irgendwo unterstellen als bei einem Waldspaziergang. Herbert wünscht uns viel Glück. «Bis um fünf», mahnt er noch, «wieder hier am Parkplatz». Und dann marschieren wir los. Adolf mit seinen Krücken gibt das Tempo an. Es ist genau das Tempo der drei älteren Damen, die hinter uns auf der Strandpromenade gehen. Als Arnd in seiner virtuellen Art hinfällt, höre ich hinter mir eine Stimme «Schrecklich!» sagen. Mir liegt das Wort «Wieso?» auf der Zunge, aber im selben Augenblick überfällt uns ein ganz anderes Problem. Grosse, schwere Tropfen zerplatzen auf der Erde, in wenigen Sekunden wird ein Sturzbach vom Himmel schiessen. Ich packe Arnd unter den Achseln, rufe den anderen zu: «Dort drüben!», und dann flüchten wir in das nächste Hotel. Gerade rechtzeitig, denn schon schliesst sich hinter uns der rauschende Vorhang des Regens. Ich schaue

auf meine keuchenden Jungen. Sie sind ganz schön gerannt, Adolf mit seinen Krücken, Stefan mit seinem dicken Buach und Arnd mit seinen Beinen, die so weit weg von seinem Gehirn zu sein scheinen. «Erster», stottert Hubert und lacht die drei Damen an, die jetzt auch in die Halle gestürzt kommen. Dann starren wir hinaus in den Regen. Niemand sagt etwas, auch nicht die Damen, die nun neben uns stehen. Nur unser unruhiger Atem schlägt gegen die Scheibe.

Der Regen hört so schnell auf, wie er gekommen ist, und wir können unseren kaum begonnenen Spaziergang fortsetzen. Er führt nicht sehr weit. Nach etwa zwanzig Metern hört der Asphalt auf, und Holzbohlen überbrücken einen Zufluss, der von den Häusern in den See führt. Auf dem nassen Holz rutschen Adolf beide Krücken weg, er fällt vornüber, die rechte Krücke schießt wie ein Pfeil durch das Gitter an der Seeseite. Weg. Zwei oder drei Meter unter uns liegt Adolfs wichtigstes Werkzeug im trüben, aufgewühlten Wasser. Aus dem Spaziergang ist unversehens eine Angelpartei geworden. Wir müssen die Krücke wiederhaben. Das ist jetzt mein einziger Gedanke. Ohne sie können wir unmöglich nach Hause kommen. Ich glaube, dass ich im schlimmsten Fall ins Wasser springen und tauchen würde. Aber zuerst einmal will ich es mit Angeln versuchen. Die Kinder sind ein bisschen aufgeregt. Ich sage ihnen, dass sie warten sollen, und renne in eines der Hotels. Ein dicker Kellner hat Verständnis für meinen Kummer, und nach einer Weile erscheint er mit einer Rolle Draht. «Ich bring's gleich zurück», seufze ich erleichtert.

Aus «gleich» wird fast eine Stunde. Ich habe den Draht aufgerollt und vorne eine Schlaufe gemacht. Aber immer wenn ich ihn ins Wasser tauche, bekommt er durch die Brechung einen Knick und wandert an der Krücke vorbei. Ich kriege die Schlaufe einfach nicht über die gebogene Armstütze. Die Kinder haben sich auf die nasse, niedrige Mauer vor dem Hotel gesetzt und schauen mir beim Angeln zu. Nur Adolf klammert sich neben mir ans Geländer und verfolgt aufmerksam den Draht. Mir fallen Anglerwitze ein, in denen dann immer ein Schuh oder ein Rad oder

sonstwas aus dem Wasser kommt. Ich wäre jetzt froh, wenn eine Krücke aus dem Wasser käme. Aber die kommt nicht. Statt dessen kommt plötzlich eine junge Dame auf mich zu. Ich traue meinen Augen nicht, es ist Frau Drössler, meine Deutschlehrerin, die ich so sehr bewundert, fast geliebt habe. Ein überraschendes Wiedersehen – nach über fünf Jahren. «Was machen Sie denn hier?» – «Ich angle, und wie kommen Sie hierher?» – «Ich mache eine Kur.» Es ist grotesk, aber es ist wahr: Ich steh mit meiner ehemaligen Deutschlehrerin am Ufer des Bodensees, und wir angeln abwechselnd nach der Krücke eines behinderten Kindes. Frau Drössler schafft es. Nach zwei Minuten zieht sie langsam und vorsichtig die Krücke über die Brüstung. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Eigentlich würde ich jetzt gerne noch eine halbe Stunde mit Frau Drössler plaudern, aber es ist spät. Herbert wartet längst am Parkplatz. Der Abschied wird so flüchtig wie das Wiedersehen. «Danke!» und «Ich schreibe mal.» Dann gehen wir auseinander.

Kurz vor dem Parkplatz kommt uns ein Betrunkener entgegengetorkelt. Ich ziehe Klaus zur Seite, um ihm auszuweichen. Zum erstenmal habe ich Angst vor einem Betrunkenen, wahrscheinlich wegen der Kinder. Aber der Mann wankt an uns vorbei, ohne uns zu bemerken. Es ist nichts geschehen. Da bleibt Adolf stehen und sagt mit grossen, staunenden Augen: «Warum hat denn der keine Krücken?» Ich haben keine Antwort für Adolf. Ich weiss nur, dass dieser Mann sich seine Behinderung selbst angeschafft hat. Aber er empfindet es nicht als Behinderung. Sicherlich empfindet das niemand als Behinderung.

\*

Hier endet meine Geschichte, nein, sie endet nicht, sie bricht nur ab – an einer Stelle, wo meine Kinder nicht mehr *meine* Kinder waren. Die Geschichte von Kai geht weiter, auch die Geschichte von Arnd, von Klaus, von Sigrid und von all den anderen geht weiter.

Nur die Geschichte von Michael ist zu Ende. Er ist in einer Novembernacht an einer Lungenentzündung gestorben. Rosemary war bei ihm. Als der Brief von Giselheid kam, habe ich nicht geweint. Wenigstens das hatte Michael verdient, dass ich nicht um ihn weine. Schliesslich war es sein Schicksal, und es war sein Tod. Ich weiss nicht, ob er zuletzt geweint hat, aber ich weiss, dass er in all den schweren Jahren gelächelt hat. Dass er ja gesagt hat zu seinem Leben, so wie er es von einem kranken Vater geerbt hatte. Er hatte keine Sprache, um sich über sein Los zu beklagen. Er hatte keine Beine, auf denen er hätte davonlaufen können. Er hatte keine Hände, mit denen er sich hätte wehren können. Er hatte nur seine Augen, und diese Augen waren zuversichtlich, diese Augen haben gelächelt. Alle, die Michael gekannt haben, Adelheid, Rosemary, ich und auch Sigrid, werden sich an dieses Lächeln erinnern, wenn sie an Michael denken.

Ist die Geschichte von Michael wirklich zu Ende? Solange ich lebe, ist diese Geschichte noch nicht zu Ende, solange Rosemary lebt, ist diese Geschichte nicht zu Ende. Ich habe Rosemary nicht wiedergesehen, aber ich weiss, dass Michael in ihrem Leben steht, mitten in ihrem Leben, so wie er mitten in meinem Leben steht. Der kranke, der tote Michael. Er hat uns gezeigt, wie klein, wie billig unsere eigenen Probleme sind. Er hat uns gezeigt, wie sehr wir versagen, wenn wir traurig sind, wenn wir uns ärgern, wenn

wir wütend sind. Michael hatte wohl mehr Grund, traurig zu sein, verzweifelt zu sein, wütend zu sein. Aber er hat gelächelt.

Und auch zwischen all den Tränen, die Kai geweint hat, ist eines Tages das Lächeln erwacht, ein zärtliches Lächeln, ein fröhliches Lachen. Wir haben lange auf diesen Augenblick warten müssen. Kai hat lange darauf warten müssen. Aber der Augenblick ist gekommen. Es war der Augenblick, in dem Kai aus einem dunklen Käfig heraustrat und das Licht der Sonne entdeckte. Es war der Augenblick, in dem er sich aus einem schrecklichen Krampf löste und die Liebe entdeckte, die Liebe zu uns, die Liebe zum Leben. Zeichen dieses Aufbruchs war sein Lächeln, denn nur wer lächelt liebt, liebt den Menschen, dem er zulächelt, liebt das Leben, dem er entgegenlächelt. Mit einem einzigen Lächeln bekam etwas einen Sinn, was viele Menschen heute für sinnlos halten: das Leben eines Behinderten.

Was ist behindert? Wir alle beginnen unser Leben mit einem Schrei, wir können nicht laufen, wir können nicht sprechen. Wir müssen lange gefüttert werden, und wir müssen lange gewaschen werden. Und wenn wir in vielen langen Jahren laufen lernen, sprechen und schreiben, dann brauchen wir immer die Hilfe anderer Menschen. Ohne Eltern, Lehrer und Freunde wären wir unfähig zu leben. Und wenn wir das Glück haben, wirklich alt zu werden, dann kommt vielleicht der Tag, an dem wir wieder Menschen brauchen, Menschen, die uns füttern und die uns waschen. Vielleicht kommt dann wieder der Tag, an dem wir nicht sprechen können und nicht laufen.

Wir, die wir uns «normal» nennen, gehen gerne an allen vorbei, denen es schlechter geht als uns. Wir schicken die Behinderten in Heime, die Kranken in Krankenhäuser, und die Alten schicken wir wieder in Heime. Wir halten uns für normal, weil wir sprechen können, und wir vergessen die vielen Sinnlosigkeiten, für die wir unsere Sprache benutzen. Wir halten uns für normal, weil wir laufen können, und vergessen, wie viele unserer Schritte umsonst, dumm und sinnlos gewesen sind. Wir halten uns für normal, weil wir unsere Hände gebrauchen können, und vergessen, wie viel diese Hände schon falsch gemacht haben. Und wir halten uns für normal, weil wir uns gesund fühlen. Wenn uns morgen jemand sagt, dass wir Krebs haben oder Sklerose..., vielleicht sind wir dann übermorgen schon behinderter als viele Behinderte. Wer von uns wird dann noch die Kraft aufbringen zu lächeln? Jenes aufrichtige, herzliche Lächeln eines Michael? Vielleicht kommt für uns noch die Stunde, wo wir beweisen müssen, dass wir nicht behindert sind. Behindert darin, ja zu sagen: zu unserem Leben, zu unserem Schicksal, und sei es noch so schwer, ja – mit einem Lächeln.

Ich vergesse nicht die vielen Tränen, die ich um Kai geweint habe, ich vergesse nicht die vielen Tränen, die Kai um mich geweint hat. Aber ich vergesse vor allem nicht die Momente des Glücks, in denen wir uns eine Lächeln schenken konnten. Es war wohl das Kostbarste, was wir einander gegeben haben. Es waren die Augenblicke, wo unser beider Leben sinnvoll wurde: mein Name «Japu» an einem Vormittag, ein paar Töne auf der Mundharmonika, während die Sonne hinter den Alpen versinkt, am Strand von Gandhia eine Handvoll Sand auf einen Bauch gestreut, ein Glas Apfelsaft ganz alleine getrunken nach zehn Jahren Hungerstreik. Augenblicke, in denen Kai gelächelt hat.

Die Geschichte geht weiter. Kai lebt heute in einem Heim bei München. Seit der Pubertät ist er ruhiger geworden, und er kann in einer Werkstatt leichtere Arbeiten verrichten. Er hat Spass daran. Seine Geschichte, die ich wiederzugeben versucht habe, steht, so glaube ich, für die Geschichte von Tausenden von Behinderten. Und wir fragen uns vielleicht, welchen Sinn ihr Leben hat. Fragen wir uns auch, welchen Sinn unser Leben hat? Die Welt um uns her wird von Tag zu Tag dunkler. Die Gesichter der

Menschen werden von Tag zu Tag härter. Wir können an ihnen vorbeigehen, ohne sie zu beachten. Wir können sogar an uns selber vorbeigehen. Aber an den Behinderten werden wir eines Tages nicht mehr vorbeikommen, denn eines Tages werden wir erschreckt feststellen, dass es noch Menschen gibt, die lächeln können, ehrlich, rückhaltlos und ohne Berechnung. Sie heissen Michael, sie heissen Klaus, Sigrid, Hubert, Arnd – und: sie heissen Kai.

---

#### Zum VSA-Praxis-Seminar in Dulliken:

## Stufen der Persönlichkeitswerdung

### Wie setze ich das Leitbild des Heimes in die Praxis um?

Zum ersten Mal bot der VSA für Heimleiter und Kaderpersonal von Altersheimen ein Praxis-Seminar an. Es sollte als Vorbereitung auf die traditionelle Novembertagung dienen, die dieses Jahr unter dem Thema «Fördern durch Fordern» steht. Gleichzeitig waren diese zwei Tage als eine intensive Auseinandersetzung mit den Problemen, Möglichkeiten und Grenzen der Umsetzung von Wissen, Leitideen in die Praxis des Heimalltages gedacht. Mit diesen Praxis-Seminaren beginnt der VSA eine neue Reihe von Weiterbildungstagen und man war gespannt, wie das Interesse sei und wie weit sich die Teilnehmer selbst zur Förderung fördern liessen.

Mit der grossen Zahl von 44 Frauen und Männern konnte Frau Dr. Imelda Abbt das Seminar eröffnen und durch eine Arbeit in 5 Gruppen gleich die aktive Teilnahme aller herausfordern. Die Gruppen mussten sich mit den Begriffen Leitbild – Vorbild – Ideal – Image auseinandersetzen. Was stellen wir uns darunter vor? Können wir uns auf gemeinsame Vorstellungen einigen? Welche Eigenschaften eines Leitbildes sind für uns alle wichtig?

In unserer Gruppe tauchte man sehr rasch in die Thematik ein, diskutierte offen und angeregt, und kam zu ersten, gemeinsamen Vorstellungen. Und unvermittelt waren wir aktive Tagungsteilnehmer geworden, wir kannten uns ein bisschen und vergassen die Alltagsbelastungen.

#### **Aus welchen Quellen nährt sich ein Leitbild?**

Frau Dr. Abbt befasste sich in ihrem ersten Referat etwas näher mit dem Leitbild, dem «bildhaften Vorhandensein lenkender Vorstellungen». Wie immer verstand sie es hervorragend, die komplexe Thematik dem Zuhörer einfach und fassbar darzustellen, ohne an Tiefgründigkeit zu verlieren. Das Leitbild ist von inneren und äusseren Vorstellungen geprägt, die sich aus der individuellen und sozialen Geschichte ergeben, bewusst oder unbewusst sein

können. Immer steht ein Weltbild hinter dem Leitbild; ein Weltbild, das bewusst und erklärbar sein sollte, will man ein gemeinsames Leitbild für ein Heim formulieren.

Die Standorte, aus denen man die Welt sieht, sind unterschiedlich und jede Sichtweise hat ihre Werte. Frau Dr. Abbt unterschied die *mythische* Sichtweise, in der die Wahrheit durch Bilder und Symbole vermittelt wird; die *wissenschaftliche* Sichtweise, in der die Welt begreifbar und veränderbar ist; die *philosophische* Sichtweise, die alles hinterfragt und das Selbst-verständliche aufgibt; die *theologische* Sichtweise, in der das Menschenbild vom Gottesbild geprägt ist.

#### **Konrad Widmer: Fördern durch Fordern**

Über Mittag lockten der wunderschöne Park und Wald rund um das Franziskushaus und das warme Sonnenwetter die meisten Teilnehmer zu einem Spaziergang und zum gemeinsamen Gespräch.

*Fördern durch Fordern aus lerntheoretischer und anthropologischer Sicht* war das Thema von Herrn Prof. Konrad Widmer, der sich entgegenkommenderweise den ganzen Nachmittag als Redner zur Verfügung stellte. Mit seiner ausgezeichneten Didaktik, dem Wechsel von Wissensvermittlung und Diskussion, konnte er die Teilnehmer fesseln und herausfordern. Er befasste sich mit den Determinanten der Person, den genetischen, sozialen und individualpsychologischen Prägungen, die unser «Lebensschicksal» sind und stellte demgegenüber die Faktoren, die uns ermöglichen, durch Willensentscheidung, Stellungnahme, Verantwortung, Wissen und zwischenmenschliche Begegnung zur Persönlichkeit zu werden. Als mögliche Felder der Persönlichkeitswerdung wurden die Entscheidungs- und Verantwortungsbereitschaft näher erläutert. Der Entscheidungsprozess setzt eine Auseinandersetzung mit Bedürfnissen, Gesetzen und Normen voraus und verlangt